

Männer und Geschlecht

Um ihr Geschlecht zu dekonstruieren, müssen Männer es erst einmal haben.

Walter 2000, 108

I also venture to assert that although we seem to have a difficult time defining masculinity, as a society we have little trouble in recognizing it (...).

Halberstam 2003, 1

Die theoretische Auseinandersetzung um Männer und Männlichkeit(en) ist inzwischen zu einem integralen Bestandteil der *Gender Studies* geworden. Dabei ist die Forschung jedoch derart vielfältig, dass sie sich nicht unter eine einzige, allumfassende Terminologie subsumieren lässt. So ist es nicht verwunderlich, *gender*-kritische Untersuchungen unter verschiedenartigen Labeln wie „Männerforschung“, „kritische Männerforschung“, „Männlichkeitsforschung“, „antisexistische Männerforschung“ (Walter 2000, 97) etc. zu finden. Diese Ansätze vereint das politische Anliegen, die Kategorie ‚Männlichkeit‘ zu ihrem Untersuchungsobjekt zu machen und nicht etwa ‚den Mann‘ als objektiv Allgemeines zu erachten. Die vorliegende Einleitung gibt einen Überblick über unterschiedliche Theorieansätze, die in der Männer- und Männlichkeitsforschung zentral sind. Exemplarisch skizzieren wir Klaus Theweleits Ausführungen zum ‚gepanzer-ten‘ Männerkörper, Raewyn Connells Konzept der ‚hegemonialen Männlichkeit‘, Pierre Bourdieus Abhandlung zur ‚männlichen Herrschaft‘ sowie Judith Halberstams Überlegungen zu ‚weiblicher Maskulinität‘. Im Anschluss folgen Kurzzusammenfassungen der in diesem Band erscheinenden Aufsätze.

In den letzten Jahren wurden ‚Männer‘ und ‚Männlichkeit‘ nicht nur im akademischen Bereich diskutiert; das Thema stieß auch außerhalb des universitären Rahmens auf reges Interesse. So stehen interessierte Männer heute vor einem vielfältigen Freizeitangebot an Natur- und Selbstfindungsseminaren, *Coachings* oder *Outdoor-Camps*. Im Rahmen einer wissenschaftlich-kritischen

Auseinandersetzung um Männlichkeit (und Weiblichkeit) drängt sich die Frage auf, in wie weit solche ‚Spezialtrainings‘ noch immer bestehende binäre Geschlechtervorstellungen subvertieren können (und wollen) oder doch eher affirmieren – ein Kritikpunkt, der aus Diskussionen um differenzfeministische Perspektiven nur allzu bekannt erscheinen dürfte. Bewegungen im Zeichen der Rückkehr zum ‚wahren oder authentischen Mannsein‘ basieren nicht selten auf archaischen Vorstellungen um den seit dem Mittelalter bestehenden Mythos vom ‚wildem Mann‘. Wie das angestrebte Männerideal sich dabei gestalten kann, ist einem Flyer für ein *Wild Man Camp* zu entnehmen:

Wir spüren in uns eine Sehnsucht nach etwas, was wir von unseren Vorvätern nicht erhalten haben. Deshalb haben wir uns auf die Suche begeben, nach einer ursprünglichen, ganzheitlichen Art von Mannsein: wild, mutig, maskulin, kämpferisch, schöpferisch, zärtlich. Liebend, voller Leben. (Gutzeit 2006)

Männer setzen sich hier in ‚esoterisch‘ anmutender Weise mit Themen wie „körperliche[n] und seelische[n] Verwundungen, Sterben und Tod (...) [sowie] Heilwerden, Heilung, Heiler sein“ (ebd.) auseinander. Das favorisierte Männerbild, so der Journalist Achim Gutzeit in seinem Artikel „Wilde Männer auf Sinn-suche“, ist „der US-amerikanischen Männerliteratur entlehnt, wo der Begriff ‚wild man‘ ein neues Männerbild zwischen Chauvi und Softie beschreibt: stark, aber nicht gewalttätig, sensibel, aber nicht weinerlich – kurz: das männliche Idealbild“ (ebd.). Dieses Ideal geht u.a. auf Schriften des US-amerikanischen Franziskaner-Paters Richard Rohr zurück, der seit Mitte der 1980er Jahre Bücher zur ‚spirituellen Erneuerung des Mannes‘ publiziert. Zuletzt sind von ihm *Endlich Mann werden. Die Wiederentdeckung der Initiation* (2005) und die überarbeitete Neufassung seines Klassikers zur Männerspiritualität unter dem Titel *Vom wilden Mann zum weisen Mann* (2006) erschienen. Initiationsriten und Naturverbundenheit spielen eine wichtige Rolle, wenn diese Art männlicher Selbstfindung praktiziert wird. So ist es für Männergruppen, die sich in *Outdoor-Camps* und Naturseminaren zusammen finden, charakteristisch, „dass körperliche Anstrengung mit dem Austausch persönlicher Probleme verbunden wird“ (ebd.). Hier entsteht leicht der Eindruck, dass der vermeintlich ‚starke, männliche Körper‘ erst an seine Grenzen geführt werden muss, damit sich die teilnehmenden Männer ihrer Gefühle bewusst werden und diese artikulieren können: „Verletzbarkeit spielt im Gegensatz zum traditionellen Männerbild eine große Rolle“ (ebd.).

Diese auf Spiritualität und mittelalterlichen Mythen beruhende Auseinandersetzung mit Männlichkeit knüpft an essentialisierende Ansätze an. Im außeruniversitären Bereich finden sich jedoch auch Beispiele für ein kritisches, queeres Aufbrechen traditioneller Männlichkeitsbilder. Besonders provokant rechnet der im Sommer 2007 in der *taz* erschienene Artikel von Baltazar Castor „Das arme Arschloch des Mannes“ mit althergebrachten männlichen Rollenbildern ab und leistet einen entscheidenden Beitrag zur Analyse geschlechtlich

kodierter Körpergrenzen.¹ Castor fordert: Beim heterosexuellen Geschlechtsverkehr sollte

der Mann akzeptieren (...), nicht der Einzige zu sein, der penetrieren kann (denn die Frau kann dies sehr wohl). Ich bin der Auffassung, dass der Weg der völligen Gleichberechtigung in der Gesellschaft durch das Arschloch des Mannes führt. Frauen sollten ihre Sichtweise auf den Mann ändern. Männer sollten dies genauso. (Castor, II)

Bezeichnenderweise durfte der Artikel, so das Publikationsorgan *taz*, nicht, wie zunächst geplant, in dem von Wolfgang Tilmanns gestalteten Feuilleton der *ZEIT* erscheinen.

Kurz vor Redaktionsschluss (...) habe die Chefredaktion der *ZEIT* (...) Bedenken bekommen. (...) Der Text von Baltazar Castor (...) dürfe nicht erscheinen, denn er sei pornografisch. Eine Aufforderung an (zumal heterosexuelle) Männer, die Penetration ihres Anus zuzulassen – ganz so unkonventionell mochte man sich dann doch nicht präsentieren. (*taz*-Redaktion, II)

Die Vermutung liegt nahe, dass nicht nur der angeblich ‚pornografische‘ Inhalt die *ZEIT*-Redaktion zur Ablehnung des Artikels veranlasst hat. Vielmehr mag Castors radikaler Tabubruch hinsichtlich der westlichen symbolischen Geschlechterordnung der Auslöser für das Unbehagen der Redaktion gewesen sein. Dass dieser Artikel derartig starke Reaktionen auslöst – die *taz* berichtete, dass viele LeserInnen äußerst verstört auf Castors ungewöhnliches Plädoyer reagiert hätten (vgl. *taz*-Blog) –, zeigt, dass scheinbar längst überholte Geschlechtermythen noch immer eine große Aktualität im Alltag westlicher Gesellschaften besitzen und die alltägliche geschlechtliche Interaktion bestimmen.

Das weitestgehend unhinterfragt existierende Tabu der sexuellen Penetration des heterosexuellen männlichen Körpers entspricht dem von Klaus Theweleit untersuchten Bild des ‚soldatischen Männerkörpers‘. Theweleit gilt mit seiner zweibändigen Studie *Männerphantasien* (1977 und 1978) als Pionier sowohl der deutschsprachigen als auch der internationalen Männerforschung. Im Kontext der Aufarbeitung des Nationalsozialismus im Anschluss an die Revolten der 68er-Generation hat sich Theweleit speziell der Untersuchung faschistischer Geschlechterrepräsentationen gewidmet. Theweleit zeigt in *Männerphantasien* auf, dass die Konstruktion des männlichen Körpers besonders im Faschismus als ‚Körperpanzer gegen die Frau‘ konfiguriert wurde. In Anlehnung an Freuds Theorem der ödipalen Familienkonstellation argumentiert Theweleit, dass der Panzer des Mannes als eine Konsequenz der gewaltsamen Trennung des Sohnes von der begehrten Mutter entsteht. Fortan befindet sich der Mann in einem zutiefst gespaltenen Verhältnis zum weiblichen Geschlecht. Diese Bindung zur Mutter, so Theweleit, oszilliert zwischen Begehren und aggressiver Ablehnung. Als fortwährende Bedrohung wird das Weibliche dabei dem Männlichen diametral als medusisch-fließend und entgrenzt entgegen gesetzt. Dies macht eine

Vielzahl bildlicher Frauendarstellungen deutlich, die sich in auffallend ausgeprägter Form sowohl im wilhelminischen als auch im nationalsozialistischen Zeitalter findet:

Immer wieder: die Frau aus dem Wasser, die Frau als Wasser, als reißender Strom, als Wasserfall, als unbegrenztes Gewässer (...); die Frau als lockende (oder gefährliche) Tiefe (...). Die Vagina als Eingang in den Ozean, als Teil aller Ozeane, die Ozeane als Teil jeder Vagina. (Theweleit 1977, 358)

Der phallisch-männliche Körperpanzer fungiert allerdings nicht nur als Abwehr gegen die äußeren, weiblichen Einflüsse, sondern zugleich gegen eigene ödipale, ins Unbewusste verschobene Wünsche nach der ursprünglichen Verschmelzung mit der Mutter. Theweleit versteht Männlichkeit demgemäß als „tendenziell gefährliche Negation von Weiblichkeit“ (Erhart/ Herrmann 1997, 8). Die extremste Ausprägung dieser Negation findet sich Theweleit zufolge im faschistischen Männer-Ideal, dem ‚soldatischen Mann‘. Mit *Männerphantasien* sowie späteren Arbeiten leistet Theweleit, so Inge Stephan, einen zentralen „Erklärungsansatz [für die] psychohistorischen Entstehungsbedingungen faschistischer Männlichkeit“ (Stephan 2003, 27). Theweleit versteht die Genese geschlechtlicher Identität „[als] gewaltsame Form der gesellschaftlichen Her- und Zurichtung“ (ebd.).²

Zwischen den theoretischen Ausführungen Klaus Theweleits und dem Artikel Baltazar Castors lässt sich unseres Erachtens insofern eine Parallele ziehen, als dass Anteile des von Theweleit untersuchten mythischen Männerbildes im gegenwärtigen Geschlechterdiskurs noch immer eine signifikante Rolle spielen. Denn die Definition von Körpergrenzen ist weiterhin ein zentraler Bestandteil der dichotomen Geschlechterordnung. Es lässt sich die provokante These aufstellen, dass erst mit einer Enttabuisierung der analen Penetration heteronormativer Männerkörper auch jene Elemente des symbolischen ‚Panzers‘ destabilisiert werden können, die Theweleit analysiert.

Eine zentrale Stellung in der gegenwärtigen Männerforschung nehmen die Theorien der australischen Soziologin Raewyn Connell (ehemals publizierte sie unter dem Namen Robert Connell) ein. Connells Arbeiten zeichnen sich durch eine äußerst differenzierte Beschreibung der männlichen Vormachtstellung aus. In Abgrenzung zu Ansätzen, die von einem totalitären und zudem statischen patriarchalen Gesellschaftssystem ausgehen, entwirft Connell in *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (1999) ein dynamisches Modell, in dem das Konzept der ‚männlichen Hegemonie‘ von besonderer Bedeutung ist. ‚Männlichkeit‘ wertet Connell nicht als ‚Essenz‘ sondern als ein Resultat sozialer Interaktion: Es handelt sich dabei um „eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur“ (Connell 2000, 91). Da soziale Praxen aber einem kontinuierlichen Wandel unterliegen, wie Connell schreibt, „kreativ und erfinderisch, aber nicht ursprünglich“ (92) sind, und plurale Ausformungen

bilden, stellt ‚Männlichkeit‘ bei Connell eine Kategorie dar, die fundamental an Raum und Zeit gebunden ist. Ihr Konzept der männlichen Hegemonie behandelt Connell auf zwei Ebenen: Zum einen führt sie ein dreistufiges Modell an, das die Machtverhältnisse *zwischen Männern und Frauen* beleuchtet (Machtbeziehungen, Produktionsbeziehungen, emotionale Bindungsstrukturen). Zum anderen analysiert Connell Hierarchien *unter Männern* anhand von vier Prinzipien (Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft, Marginalisierung).

Zunächst soll die erste Ebene skizziert werden. Um zu untersuchen, welche Mechanismen Männlichkeit als hegemoniale Existenzweise sanktionieren, entwirft Connell für westliche Gesellschaften das oben genannte dreistufige Modell: Neben Machtbeziehungen führt sie Produktionsbeziehungen sowie emotionale Bindungsstrukturen an, die sie als ‚Kathexis‘ bezeichnet. Die Machtbeziehungen zeichnen sich dabei, so Connell, allgemein durch eine Aufwertung und Dominanz des männlichen Geschlechts und eine Abwertung und Unterordnung des weiblichen aus. Auch die Produktionsbedingungen des westlich-kapitalistischen Wirtschaftssystems sind geschlechtlich hierarchisiert und führen zu ungleichen Akkumulationsmöglichkeiten und -prozessen. Die Kathexis organisiert Connell zufolge sexuelle Bindungen und Liebesbeziehungen; auch in diesen Bereichen wird die Vorherrschaft der Männer aufgrund der noch immer dominierenden heterosexuellen Zwangsmatrix begünstigt.

Mit Blick auf Studien zu Intersektionalität betont Connell, dass soziale Differenzierungen und Hierarchisierungen nicht nur entlang geschlechtlicher Achsen verlaufen. Bei der Untersuchung hegemonialer Strukturen müssen deshalb auch immer andere Faktoren wie etwa Ethnie oder Klasse mit in Betracht gezogen werden. Willi Walter sieht hierin eine besondere Stärke von Connells Ansatz. Ihr Konzept beschreibt „nicht nur ein Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen, sondern auch jenes zwischen Männern bzw. zwischen verschiedenen Männlichkeiten“ (Walter 2000, 101).

Hinsichtlich der machtgetränkten Beziehungen *zwischen Männern* unterscheidet Connell die vier Prinzipien der Hegemonie, der Unterordnung, der Komplizenschaft sowie der Marginalisierung, auf die im folgenden Abschnitt eingegangen werden soll. Die Analyse des hegemonialen Prinzips stellt den besonders innovativen Aspekt von Connells Abhandlungen dar. Willi Walter fokussiert diesbezüglich zwei Punkte, die in Connells Untersuchung eine bedeutende Rolle spielen:

1. Hegemonie ist nichts Statisches, Unveränderbares. Hegemonial ist das, was sich in einer historisch spezifischen Situation gegen konkurrierende Möglichkeiten durchsetzt. Was hegemonial ist, kann herausgefordert und bei neuen Konstellationen auch verändert oder verstoßen werden.
2. Hegemonie zeichnet sich – etwa im Gegensatz zur reinen Gewaltherrschaft – dadurch aus, daß sie neben der Option der angedrohten oder realen Gewalt auch auf ein großes Maß an Autorität – das bedeutet auch Zustimmung oder zumindest Duldsamkeit der Beherrschten – aufbaut. (ebd.)

Der Entwurf der ‚männlichen Hegemonie‘ hat unserer Ansicht nach vielen feministischen Diskursen gegenüber den Vorteil, dass er keine starren, generalisierenden Binarismen erzeugt – wie z.B. Mann = Täter und Frau = Opfer –, sondern theoretische Analysekategorien für eine differenziertere und Kontext gebundenere Betrachtung von Machtverhältnissen zur Verfügung stellt.

Hinsichtlich des Prinzips der Unterordnung stellt Connell fest, dass in erster Linie homosexuelle Männer nicht den hegemonialen Männlichkeitsentwürfen westlicher Gesellschaften entsprechen und somit am meisten Diskriminierung und Stigmatisierung ausgesetzt sind. Degradierungen Schwuler lassen sich in unterschiedlichen Bereichen lokalisieren. Diese Benachteiligungen schlagen sich auf juristischer, politischer, kultureller, sozialer sowie wirtschaftlicher Ebene nieder, wie Connell ausführt. Homosexuellen Männern wird vielfach ihre Männlichkeit abgesprochen und sie werden mit stereotyper Weiblichkeit assoziiert. Folglich stehen Schwule am „untersten Ende der männlichen Geschlechterhierarchie“ (Connell 2000, 99).

Im Rahmen der Komplizenschaft entwickelt Connell die überaus plausible Begrifflichkeit der ‚patriarchalen Dividende‘. Den Begriff der ‚Dividende‘ entnimmt sie dem semantischen Feld der Wirtschaft: Dividende bedeutet demnach der auf eine Aktie entfallende Gewinnanteil. Diesem Konzept zufolge „profitiert die überwiegende Mehrzahl der Männer von (...) dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (100). Unter männlicher Komplizenschaft versteht Connell folglich jene Mechanismen, die es Männern ermöglichen, an der patriarchalen Dividende teilzuhaben, ohne notwendigerweise „den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats“ (ebd.) ausgesetzt zu sein. Connell betont, dass im Alltag nur eine äußerst geringe Anzahl von Männern tatsächlich dem Ideal entspricht, das das hegemoniale Männlichkeitsbild fordert. Dies ist allein aufgrund intersektionaler Verschränkungen mit anderen Identitätskategorien nicht möglich. Die feministische Autorin Elfriede Jelinek hat schon sehr früh erkannt, wie das Modell der patriarchalen Dividende operiert – noch bevor Connell die passende Terminologie entwickelt hatte. Präzise beschreibt sie in einem Interview mit Josef-Hermann Sauter das machtgetränkte Geschlechterverhältnis folgendermaßen: „Wie man weiß, gibt es keinen Mann, der so arm, ausgebeutet und kaputt ist, daß er nicht noch jemanden hätte, der noch ärmer dran ist, nämlich seine Frau“ (1981, 109).

Der letzte Aspekt, den Connell zur Beschreibung der Beziehungen von Männern untereinander anführt, ist der der Marginalisierung. Hier wird jedoch eine gewisse Ungenauigkeit von Connells Arbeit ersichtlich, denn das Modell der Marginalisierung lässt sich unseres Erachtens nicht sauber von jenem der Unterdrückung trennen. Im Prinzip operieren die Mechanismen der Marginalisierung genauso wie jene der Unterordnung, jedoch beschränkt sich Connell bei ersterem auf die identitätskonstruierenden Kategorien Ethnie und Klasse. Mit Blick auf die USA erläutert Connell, dass dort eine systematische Abwertung von schwarzen Männern stattfindet; analog könnte man für Deutschland z.B. Männer türkischer Abstammung anführen. Selbst wenn einige wenige schwarze Männer „durchaus Vorbilder für hegemoniale Männlichkeit abgeben“ (102)

– wir verweisen hier auf die Beispiele erfolgreicher Sportler oder auch auf den derzeitigen Anwärter auf die Präsidentschaftskandidatur in den USA, Barack Obama–, strahlen diese „Ruhm und Reichtum (...) nicht [automatisch, F.B. und J.M.] auf die anderen Schwarzen aus und verleih[en] den schwarzen Männern nicht generell ein größeres Maß an Autorität“ (ebd.), mahnt Connell.

Im Gegensatz zu Connell fokussiert Pierre Bourdieu ausschließlich die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Für Kontroversen innerhalb der Männerforschung sorgte Bourdieus 1998 publizierter Band *Die männliche Herrschaft*. Die darin vertretene Grundthese lautet, dass patriarchale Strukturen auch in heutigen westlichen Gesellschaften noch fest verankert sind. Vor allem poststrukturalistische DenkerInnen fühlten sich von Bourdieu angegriffen, da er deren Theorien explizit in Frage stellt. Bourdieu widerspricht in *Die männliche Herrschaft* vehement Ansätzen, die davon ausgehen, dass das binäre Geschlechtersystem subvertiert werden könne, wenn sich Frauen und Männer ‚einfach nur‘ ihrer jeweiligen Geschlechterperformanz bewusst würden; eine Position, die ohnehin kurz nach dem Erscheinen von *Gender Trouble* (1990) von TheoretikerInnen als eine zu flache Lesweise der Ausführungen Judith Butlers problematisiert wurde. In Rückgriff auf seine eigene, mittlerweile breit rezipierte Habitus-Theorie argumentiert Bourdieu, dass die patriarchale Geschlechterordnung inkorporiert wird. Deshalb ist sie in jedem Subjekt als ein ‚androzentrisches Unbewusstes‘ präsent, und die geschlechtliche Differenzierung wird zutiefst verinnerlicht. Bourdieu zufolge ist dies an jeder Interaktion und allen sozialen Strukturen ablesbar. Vor dem Problem der persönlichen Inkorporation stehen auch WissenschaftlerInnen, die sich kritisch mit der Kategorie Geschlecht auseinander setzen. Ein objektiver Blick auf Geschlechterstrukturen ist deshalb laut Bourdieu unmöglich. Um dieses Problem zu minimieren, entwickelt er in *Die männliche Herrschaft* eine spezielle Methode für die intersubjektive Analyse von Geschlechterverhältnissen.

Bourdieu hat sich aus einer ethnologischen Perspektive der Gesellschaft der archaisch organisierten algerischen Kabylen gewidmet. Bei den Kabylen lassen sich in Bezug auf Geschlechterverhältnisse, so Bourdieu, sowohl Parallelen als auch Differenzen zu westlichen Gesellschaften aufweisen, weshalb die Kabylen sich für eine intersubjektive Analyse besonders eignen. In ihrer Gesellschaft entspringen die für die beiden Geschlechter typischen Metaphern dem Bereich des Sexuellen. Diese Metaphern werden auf das gesamte Alltagsleben übertragen, woraus sich, wie Bourdieu ausführt, geschlechtliche Binarisierungen wie hoch/tief, oben/unten, trocken/feucht, aktiv/passiv usw. ergeben. Da diese geschlechtlich kodierten, hierarchisierten Oppositionen stark an Körperlichkeit gebunden sind, werden sie als ‚natürlich‘ und unveränderlich erachtet. Durch die strenge, heteronormative Rollenverteilung im Sexualleben werden darüber hinaus, so Bourdieu, allgemeine patriarchale Herrschaftsbeziehungen legitimiert sowie Abweichungen von der Norm, wie beispielsweise eine ‚Verweiblichung‘ von Männern, bestraft. Dass diese Binarisierungen auch auf Orte und materielle Güter ausgeweitet werden, zeigt sich am Beispiel der geschlechtsspezifischen

Arbeitsteilung: Frauen sind der häuslichen Sphäre, Männer der landwirtschaftlichen zugeordnet.

Hier schlägt Bourdieu einen Bogen zum Konzept des Habitus, denn all diese Zuschreibungen konstruieren Körper, wie er ausführt, und manifestieren sich in Subjekten. Die männliche Hegemonie ist, folgt man Bourdieu, derart in die Körper eingeschrieben, dass sie als ahistorisch und unumstößlich erscheint und keiner Rechtfertigung bedarf. In Anlehnung an Marx sieht Bourdieu Geschlechterverhältnisse analog zu Klassenverhältnissen, die sich unter anderem an typischen Körperhaltungen identifizieren lassen. Trotz aller Distanz zu poststrukturalistischen Theoremen finden sich unserer Auffassung nach bei Bourdieu durchaus Übereinstimmungen mit diesen: Denn er versteht patriarchale Herrschaftsverhältnisse nicht als essentiell, sondern als Produkt einer unablässigen, geschichtlichen Reproduktionsarbeit.

In einem weiteren Schritt lenkt Bourdieu seinen Blick auf Geschlechterverhältnisse im Neoliberalismus westlicher Gesellschaften. Auch hier diagnostiziert er eine klare Vormachtstellung männlicher Subjekte. Allerdings weist Bourdieu in differenzierender Weise darauf hin, dass nicht allein Frauen die Leidtragenden patriarchaler Strukturen sind; auch auf Männern lastet ein enormer Druck. Während Frauen dem ständigen Zwang ausgesetzt sind, ihre Körper an spezifische Schönheitsideale angleichen zu müssen³ – extreme Ausprägungen dieses ‚weiblichen Habitus‘ lassen sich unseres Erachtens an Magersucht oder Schönheitsoperationen ablesen –, müssen Männer kontinuierlich die mit ihrer Geschlechtsidentität assoziierten Eigenschaften wie Stärke, Durchsetzungs- und Durchhaltevermögen unter Beweis stellen. Diese Belastung manifestiert sich Bourdieus Ausführungen zufolge z.B. in verstärkter Gewaltbereitschaft und größerer Anfälligkeit für Aggressionen.

Im abschließenden Teil des Bandes *Die männliche Herrschaft* stellt Bourdieu einige Überlegungen zur Überwindung der patriarchalen Hegemonie an. Zum Feminismus äußert er sich dabei sehr positiv: Dieser hat wichtige Veränderungen erzielt und eine allgemeine männliche Vormachtstellung radikal in Frage gestellt. In einem etwas ‚naiv-esoterisch‘ wirkenden Ausblick stellt Bourdieu folgende Frage: „Ist die Liebe eine Ausnahme vom Gesetz der männlichen Herrschaft, die einzige, aber äußerst bedeutsame, eine Aufhebung der symbolischen Gewalt, oder ist sie die höchste, weil subtilste und unsichtbarste Form dieser Gewalt?“ (Bourdieu 1998, 187).

Die hier bislang vorgestellten Theorieansätze verbindet, dass sie allesamt mit einem binarisierenden Zweigeschlechtermodell arbeiten, in dem flexibilisierte Identitätsentwürfe keinen Platz zu haben scheinen. Männlichkeit, verstanden als sozio-kulturelle Ausformung von Geschlecht (*gender*), ist hier rigide an den biologisch männlichen Körper (*sex*) gebunden. Jüngere Studien im Anschluss an Judith Butlers Dekonstruktion der „kausale[n] Beziehung zwischen anatomischem Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*) und Begehren“ (1991, 45 f), die im Kontext der *Queer Theory* angesiedelt sind, eröffnen eine erfrischend neue Perspektive auf Konzepte von Männlichkeit.

Stellvertretend möchten wir uns hier auf Judith Halberstam beziehen, die 1998 mit *Female Masculinity* eine umfangreiche Genealogie ‚weiblicher Maskulinität(en)‘ im England und den USA des 20. Jahrhunderts vorgelegt hat. In ihrer z.B. auf Roman- und Filmmaterial sowie auf zeitgenössischen Bühnenperformances beruhenden kulturwissenschaftlichen Analyse plädiert Halberstam dafür, dem unterrepräsentierten Phänomen ‚weiblicher Maskulinität‘ zu (positiver) Sichtbarkeit zu verhelfen, ja dieses regelrecht zu zelebrieren: „[T]here is still no general acceptance or even recognition of masculine women and boyish girls. This book addresses itself to this collective failure to imagine and ratify the masculinity produced by, for, and within women“ (Halberstam 2003, 15). Halberstam versteht ‚weibliche Maskulinität‘ im Gegensatz zu hetero- und homonormativen Geschlechtervorstellungen nicht als pathologische „misidentification“ (9), sondern sieht in der Entkopplung von Männlichkeit vom männlichem Körper ein nicht zu unterschätzendes Potenzial. Denn ‚weibliche Maskulinität‘ ist für Halberstam weit mehr als eine ‚Nachahmung männlicher Maskulinität‘: „[M]asculinity must not and cannot and should not reduce down to the male body and its effects. (...) [F]ar from being an imitation of maleness, female masculinity actually affords us a glimpse of how masculinity is constructed as masculinity“ (1).

Dieses ent-essentialisierende Offenlegen von Konstruktionsprozessen „can successfully challenge hegemonic models of gender conformity“ (9). Als Beispiele führt Halberstam Tomboys, Butch-Lesben, Frau-zu-Mann-Transsexuelle, Drag Kings und andere Transgender an, die nicht nur rigide Geschlechterbinarismen durch die Präsenz ‚weiblicher Maskulinität‘ in Frage stellen (können). Sie bedeuten Halberstam zufolge außerdem eine Bedrohung für die ‚Institution Mutterschaft‘ (273) und rütteln somit an nationalstaatlichen Vorstellungen von Reproduktion, Familie und Generationalität.⁴ Halberstam thematisiert außerdem *race* als Marginalisierungsfaktor: So erfahren nicht-weiße Männlichkeiten Stigmatisierungen, aufgrund der Vorherrschaft weißer Männlichkeit, die als „the only legitimate representation of true masculinity“ (271) gilt. In diesem Zusammenhang spricht sie von einer „double exclusion of nonwhite men and nonmale masculinity“ (272) aus hegemonialen Männlichkeitskonzepten.

Halberstam stellt fest, dass Geschlechtsidentität ohne die positive Anerkennung ‚weiblicher Maskulinitäten‘ nur eindimensional überschreitbar ist. Dass ‚weiblichen Männlichkeiten‘ im Gegensatz zu ‚männlichen Weiblichkeiten‘⁵ weniger Wertschätzung zuteil wird, führt sie auf die soziale Macht zurück, die Männlichkeit noch immer zukommt. Um dieses Privileg aufrecht zu erhalten, wird Maskulinität „actively denied to people with female bodies“ (269). Deshalb fordert Halberstam, dass ein (beidseitiger) Austausch zwischen ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Maskulinitäten stattfinden müsse (276), um dieses Ungleichgewicht zu beseitigen. Das Erreichen dieses Ziels führt Halberstam zufolge unweigerlich über den Weg der Anerkennung ‚weiblicher Maskulinität(en)‘. Dabei geht es ihr nicht um eine vage Utopie:

I do not believe that we are moving steadily toward a genderless society or even that this is a utopia to be desired, but I do believe that a major step toward gender parity, and one that has been grossly overlooked, is the cultivation of female masculinity. (272)

Klaus Theweleit, Raewyn Connell, Pierre Bourdieu und Judith Halberstam haben entscheidende Beiträge für das Feld der Männer- und Männlichkeitsforschung geleistet. Aktuelle Studien, so auch die in diesem Band versammelten Aufsätze, zeichnen sich häufig durch eine Bezugnahme auf die Arbeiten dieser vier vorgestellten TheoretikerInnen aus. Im Folgenden bieten wir einen zusammenfassenden Überblick über die Abhandlungen.

Der Sozialwissenschaftler und Männerforscher **Hans-Joachim Lenz**, der sich auf das Thema ‚männliche Verletzungsoffenheit‘ spezialisiert hat, widmet sich im Eingangsartikel des Bandes der Entstehung und weiteren Geschichte der Männerforschung. In einem ersten Schritt skizziert Lenz die Anfänge dieser Forschungsrichtung, die er in den 1960er Jahren in den USA verortet. Dort bildeten sich, so Lenz, zunächst Gruppen von Männern, die den konventionellen Geschlechterrollen den Rücken kehren wollten, um sich mit ihren als ‚unmännlich‘ deklarierten Eigenschaften wie Emotionen, Ängsten und anderen ‚Schwächen‘ auseinanderzusetzen. Der Zwang, einer stereotypen Männlichkeit entsprechen zu müssen, wurde von diesen Männern als Belastung empfunden.

In Deutschland beschäftigte man sich, so Lenz, erst im Zuge des 70er-Jahre-Feminismus mit der Kategorie ‚Männlichkeit‘. Zu dieser Zeit bildeten sich diverse Männergruppen, die – ähnlich wie in den USA – das Thema ‚Männlichkeit‘ aus ihrer jeweils eigenen, oft persönlichen Perspektive verhandelten. Zentrale Interessen lagen in der Auseinandersetzung mit: ‚Männer und Homosexualität‘, ‚Männer und ihre Position im Feminismus‘, ‚Männer als Täter‘ versus ‚Männer als Opfer von Gewalt‘, ‚Männer und Kapitalismus‘. Viele Gruppierungen konnten jedoch nicht lange bestehen, da die kritische Auseinandersetzung mit der Kategorie ‚Männlichkeit‘ von der breiten Öffentlichkeit zu wenig unterstützt wurde, beklagt Lenz. Er konstatiert, dass, ähnlich wie bei der Entstehung der Frauenforschung aus der Frauenbewegung, auch im Kontext einer *gender*-kritischen Auseinandersetzung mit Männlichkeit heftige Diskussionen darum geführt wurden, ob sich die Kritik an konventionellen Männlichkeitsmustern eher im akademischen Feld oder stärker im politischen Bereich lokalisieren solle. Bis heute haben Universitäten in Deutschland, wie Lenz kritisch betont, noch immer keinen einzigen Lehrstuhl für Männerforschung eingerichtet. In einem abschließenden Ausblick führt Lenz Überlegungen an, wie die Männerforschung der Zukunft aussehen könnte. Folgende Punkte sind dabei für Lenz von besonderer Relevanz: die Frage nach dem Verhältnis von Männlichkeit und Gesundheit, Perspektiven der Jungenforschung sowie die dringend notwendige Auseinandersetzung mit einer bislang stark tabuisierten männlichen Verletzungsoffenheit.

Die Berliner Soziologin **Nina Baur** untersucht in einer empirischen Studie „die Frage, wie wichtig Väterlichkeit für Männlichkeit ist.“ Mit diesem Fokus erweitert Baur das Feld der frühen Männer- und Männlichkeitsforschung, in denen, wie die Autorin feststellt, hauptsächlich auf die Bereiche Beruf und Karriere, sexuelle Orientierung, Militär, Gewalt sowie Körperbilder und Sport fokussiert wurde, um einen entscheidenden Aspekt männlicher Identitätsfindung. Bevor Baur auf die Ergebnisse ihres Fragebogenmaterials eingeht, skizziert sie den historischen Rahmen um Familie und Väterlichkeit vom Mittelalter bis in die 1990er Jahre und zu Hartz IV. Vor dem Hintergrund eines ständigen Wertewandels und sich verändernden Vaterschaftsidealen konstatiert Baur für die Gegenwart eine Unvereinbarkeit der Anforderungen von Arbeitsmarkt und Sozialstaat: Diese

senden widersprüchliche Signale, indem die eine Institution die Doppelverdiener-ehe, die andere die Ernährer-Hausfrauen-Ehe fordert, so dass selbst Paaren, die ihre Elternschaft in traditionaler Rollenaufteilung leben wollen, die Alltagsgestaltung von Elternschaft zunehmend erschwert wird.

Dass Väterlichkeit für die befragten Männer durchaus ein wichtiger Bestandteil ihrer Selbstdefinition ist, macht Baur's Auswertung zu „Vorstellungen vom guten Vater“ und zum Kinderwunsch deutscher Männer deutlich. Allerdings geraten Männer mit Kinderwunsch, so Baur, immer wieder in nur schwer lösbare Konfliktfelder, die sie oftmals dazu zwingen, sich zwischen Kindern und Karriere sowie zwischen Kindern und Partnerschaft entscheiden zu müssen. Demnach stellt „sich das Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer.“ Hierin wie auch in der „Sequenzialität männlicher Lebensläufe (Ausbildung – Berufseinmündung – Partnersuche – Kinder)“ sieht Baur einen möglichen Grund für die häufige Kinderlosigkeit von Männern trotz eines bestehenden Kinderwunsches. Oft scheint nur eine Option offen zu bleiben: Diese Männer

lösen (...) den Widerspruch zwischen persönlichen Wünschen und institutionell Möglichem einerseits und zwischen Anforderungen des Arbeitsmarktes und Sozialstaates andererseits durch die einzige Möglichkeit sozialen Handelns, die bleibt: das Nichts-Tun.

Einem früheren Lebensabschnitt von Männern widmet sich die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin **Ruth Michalek**. In ihrem Beitrag „Also, wir Jungs sind meistens fies.‘ Perspektiven der Jungenforschung“ setzt sie sich kritisch mit neueren Forschungen auseinander, die die Situation von Jungen als ‚problematisch‘ charakterisieren. Der Tenor dieser – von Michalek als „Differenzperspektive“ bezeichneten – Studien lautet, dass Jungen aufgrund ihrer spezifischen Geschlechtsidentität besondere Defizite im Schulalltag sowie in weiteren Erziehungsinstitutionen aufweisen. Die Differenzperspektive fordert deshalb eine ‚Spezialpädagogik‘ im Umgang mit Jungen. Michalek streicht

hingegen heraus, dass dieser Differenzperspektive binarisierende und generalisierende Annahmen über Geschlecht zugrunde liegen. So kritisiert sie unter anderem den Aspekt, dass „Junge‘ [als, F.B. und J.M.] eine (überwiegend) homogene Gruppe“ betrachtet und diese Genusgruppe „der Genusgruppe ‚Mädchen‘ kontrastierend gegenübergestellt“ wird.

Michalek selbst nutzt für ihre Forschungen zu Jungen Methoden, die in den letzten Jahren von den *Gender Studies* entwickelt wurden, so z.B. den Ansatz des *doing gender*. In ihrer Analyse qualitativer Interviews weist die Erziehungswissenschaftlerin nach, dass Jungen nicht als homogene Geschlechtsgruppe begriffen werden können. Auch andere Forschungen – insbesondere Studien zu „Jungen-Inszenierungen“ in der Schule, die in dem Beitrag angeführt werden – machen deutlich, dass Geschlechtsidentität immer intersektional mit anderen Identitätskategorien verwoben ist und keinesfalls isoliert betrachtet werden kann. Folgerichtig erweist sich „Junge-Sein (...) [so Michalek, F.B. und J.M.] als heterogen (...), variabel für jeden einzelnen Jungen und zudem als kontextabhängig.“ In ihrem Fazit zeigt die Erziehungswissenschaftlerin abschließend Perspektiven für pädagogisches Handeln auf: Wichtig ist vor allem, „Männlichkeitsinszenierungen vor dem Hintergrund der Umgebung zu denken“, dies hilft dabei „vorschnelle Typisierungen einzelner Jungen zu vermeiden.“

Während Michaleks Beitrag die Bildungseinrichtung Schule fokussiert, gewährt uns die Leiterin des Freiburger Literaturbüros **Stefanie Stegmann** Einblick in Arbeitszimmer an deutschen Hochschulen. In „Herrenzimmer mit Sofa. Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen“ untersucht Stegmann Konstruktionsprozesse „habitualisierte[n] Alltagshandeln[s]“ von ProfessorInnen der Universitäten Oldenburg und Tübingen. Diese stehen für Stegmann als exemplarische Vertreterinnen der in den 1960er und 1970er Jahren entstandenen „Reformuniversität[en]“ bzw. der „traditionellen Universität[en]“. Stegmanns Ergebnisse basieren auf Interviews mit ProfessorInnen aus den Fachbereichen Biologie und Pädagogik sowie auf der Auswertung von Foto-, Film- und Videomaterial.

So lässt sich für die „fotografische[] Darstellung“ von Lehrenden der 1970er Jahre bis heute eine deutliche „Kontextbeschneidung“ beobachten, die „den Fokus auf das Gesicht“ der in neueren Darstellungen stets einheitlich Gekleideten lenkt. Folgt man Stegmanns akribischer Auswertung von acht Fallstudien, ergeben sich bei der Raumnutzung und -gestaltung der Arbeitszimmer von Professoren und Professorinnen sowohl fach- als auch geschlechterspezifisch signifikante Unterschiede z.B. betreffend der „Auseinandersetzung mit Statusrepräsentation“. Diese finden sich auch im professoralen Kleidungsstil.

Für Stegmann sind die analysierten „Vergegenständlichungen (...) wesentliche Bedingung für – meist stillschweigende – Beharrungskräfte aber auch Veränderungspotenziale im Feld der Hochschule.“ In Zeiten von weit reichenden Umstrukturierungen der Universitätslandschaft, in denen z.B. „Auswahlsettings, ihre räumliche und zeitliche Verortung, ihre sich herausbildenden Ritualisierungen zunehmend an Bedeutung“ gewinnen, nimmt „das *en passant* Ablaufende, Stillschweigende, Veralltäglichte, Nicht-Kommunizierte und viel-

fach Inkorporierte“ weiterhin einen zentralen Stellenwert ein, schlussfolgert die Autorin.

Eine andere Form des Habitus steht im Zentrum des Beitrags „Soldat, Kämpfer, Sozialarbeiter? Männlichkeit und Militär in *Peacekeeping*-Einsätzen“. Die Marburger Soziologin **Cordula Dittmer** widmet sich der Analyse von aktuellen Männlichkeitskonzeptionen in der Bundeswehr. Anhand von qualitativen Interviews mit Soldaten sowie unter Berücksichtigung medialer Repräsentationen der Bundeswehr – insbesondere der Berichterstattung über Auslandseinsätze – arbeitet Dittmer heraus, dass jüngste Umstrukturierungen und Umwertungen des soldatischen Berufs konventionelle Rollenbilder vom männlichen, mutigen Kämpfer in Frage stellen. Zum einen bildet die Bundeswehr durch die Zulassung von Frauen nicht mehr eine rein männliche Domäne. Zum anderen gehört zum Beruf des ‚modernen, neuen Soldaten‘ nicht nur der kämpferische Aspekt, ihm werden auch soziale Komponenten des Helfers, Beschützers und Vermittlers zugeordnet, erläutert Dittmer.

Doch sowohl die Interviews als auch Vorkommnisse wie der stark rezipierte und diskutierte ‚Totenschädelskandal‘ deuten darauf hin, so Dittmer, dass viele Soldaten beharrlich an klassischen Männlichkeitsidealen vom ‚soldatischen Mann‘ festhalten und dieses zu verkörpern versuchen. Dittmer zieht daraus die Schlussfolgerung, dass

in Zeiten der Verunsicherung von Identitäten, Zugehörigkeiten, sozialen Positionen usw. tradierte Geschlechterbilder besonders relevant werden. Das Militär inszeniert und symbolisiert eines der solidesten Männlichkeitsideale, den Soldaten als Kämpfer, Beschützer, als Eroberer.

Die Neudefinition des soldatischen Berufsbildes konnte demzufolge bislang keinesfalls eine Veränderung der patriarchalen Strukturen bewirken.

‚Kämpfer‘ in der Musikszene nimmt **Solveig Lüttke** aus Hannover ins Visier. In ihrer sprachwissenschaftlichen Analyse von „Männlichkeit im Hip-Hop-Diskurs“ beschäftigt sie sich mit dem „Gebrauch von Sprachvarietäten, Wortschatzausschnitten, Vergleichen und Metaphern zur Darstellung bestimmter Genrerollen“ in Texten US-amerikanischer und deutscher Rapper. Lüttke arbeitet beispielsweise heraus, dass Rapper in der Orientierung an „alltags-sprachlicher Kommunikation“ auf einen bestimmten Kreis semantischer Felder zurückgreifen: „Dabei nimmt der Bestand an Lexemen zu Sprache/Musik sowie Waffen/Kampf/Militär den größten Raum ein, gefolgt von Ausdrücken zu Geld, Luxus und Drogen, sowie den Begriffsfeldern zu Sex und schließlich Religion.“ Gerade in den metaphorreichen „Battletexten“ gestaltet sich „Rap als Krieg“, so Lüttke, welcher entlang „ritualisierter und konventionalisierte[r] Sprechweisen“ verläuft, die sich u.a. als „*mother insults*, *boasting* und *dissing*“ manifestieren.

Lüttke lokalisiert in den untersuchten Raptexten „verschiedene Strategien der Selbst- und Fremdkategorisierung und Geschlechtercharakterisierung“,

bestätigt aber insgesamt eine „semantische Asymmetrie in der Darstellung von Frauen und Männern“. So sind ‚unmännliche‘ oder ‚weibliche‘ Eigenschaften stets negativ konnotiert, während (männliche) „Muskelkraft und physische Härte“ zu „Qualitätsmerkmal[en]“ stilisiert werden. Als möglichst respektierter Rapper mit hoher *street-credibility* inszeniert sich demnach derjenige, der seine *performance* durch den „Gebrauch bestimmter Sprechakte, Wortschatz-ausschnitte und sprachlicher Mittel“ unterstreicht. Im Zusammenhang mit Selbst- und Fremdkategorisierungen weist Lüdtke außerdem darauf hin, dass „die vielfache Auseinandersetzung mit Rassismus bei gleichzeitiger Beibehaltung (hetero)sexistischer Kategorisierungen und Reproduktion des Stereotyps schwarzer Hypermaskulinität und -sexualität“ stattfindet.

Nicht nur Rapper, auch Drag Kings nutzen die Bühne zur Darstellung von ‚Männlichkeit‘. In ihrem Aufsatz zum Drag Kinging fragt die Frankfurter Soziologin **Uta Schirmer** „Wollt Ihr alle Männer sein?“ und untersucht „geschlechtliche Verortungen und Strategien der ‚disidentification‘“. Dabei interessiert Schirmer sich hauptsächlich dafür, „wie die Praxen des Kinging und die durch sie konstituierten sozialen Kontexte dazu beitragen, alternative geschlechtliche Verortungen und Selbstverhältnisse zu entwickeln und lebbar zu machen“ und geht weniger auf die Bühnenpraxis des Kinging ein. Schirmer zeigt auf,

wie geschlechtliche Identifizierungen, Verkörperungen und Stilmittel, die hegemonial männlich codiert sind, in verschiedenen Zusammenhängen unterschiedlich be-deutet werden, und wie dadurch bestimmte geschlechtliche Verortungen ermöglicht oder auch erzwungen werden.

Hierzu skizziert Schirmer zuerst eine lesbisch-feministische sowie eine Transmann-Kritik an der Praxis des Drag Kinging. Ausgehend von zwei Interviews arbeitet die Autorin anschließend verschiedene Bedeutungszuschreibungen des Kinging heraus. So kann für Drag Kings die „Möglichkeit des Sichtbarmachens“ als Subjekte „dazwischen“ – also zwischen Kategorien wie Frau, Mann, Lesbe oder Transmann – von großer Bedeutung sein. Somit „ist ihre Investition in diese Äußerungsformen [d.h. in das Drag Kinging, F.B. und J.M.] keineswegs eine bloß spielerische oder willkürliche. Sie ist verbunden mit existentiellen Wünschen nach einer spezifischen Körperlichkeit“. Dass das Sichtbarmachen von identitärer wie körperlicher „Uneindeutigkeit“ immer mit Risiken verbunden ist, schildern beide InterviewpartnernInnen, wenn sie von Reaktionen aus ihrem beruflichen Umfeld oder Erfahrungen in schwulen Darkrooms berichten.

Die beschriebene Position einer „Gleichzeitigkeit von verkörpernder Aneignung und kritischer Distanzierung, von Hommage und Parodie“, die in Drag-King-Praxen zum Ausdruck kommen kann, beschreibt Schirmer als „disidentification“. Das Konzept stammt von José Esteban Muñoz und ermöglicht im Gegensatz zur „identification“ oder „counteridentification“, „gesellschaftlich verfügbare Positionen zeitweise zu bewohnen, ohne ganz darin aufzugehen oder sich davon bestimmen zu lassen“. Die von ihr referierte lesbisch-feministi-

sche sowie Transmann-Kritik am Drag Kinging entkräftet Schirmer schließlich mit dem Verweis darauf, dass die „Position (hegemonialen) Mannseins (...) in der Drag King-Szene (...) niemand für sich beanspruchen“ kann und kommt zu folgendem Schluss: „Die Existenzweisen, für die hier Legitimität und Gewicht erstritten wird, bleiben als geschlechtlich markierte in ihrer Verletzlichkeit, Umkämpftheit und Angewiesenheit auf die Anerkennung subkultureller Kontexte sichtbar.“

Dass auch die Filmleinwand als ‚Kunstraum‘ fungieren kann, in dem Existenzweisen abseits binärer Geschlechtervorstellungen Sichtbarkeit erlangen, zeigt der Berliner Kulturwissenschaftler **Dirk Naguschewski** in seinem Aufsatz „Versehrte Männer. Figurationen des Homosexuellen im französischen Kino“. Naguschewski liest fünf französische Filme von 1983 bis 2005 vor dem Hintergrund ihrer „Ko-Artikulation von [männlicher, F.B. und J.M.] Homosexualität und Maskulinität mit dem Thema *Krankheit*, die sich als körperliche wie auch als psychische Versehrtheit äußern kann“.

In *L'homme blessé* (1983) – einem der letzten Filme vor der AIDS-Krise – verkörpern die drei Hauptdarsteller schwule Männer unterschiedlichen Alters. Diese sind zwar „nicht körperlich“ versehrt, die Zurschaustellung ihrer „Nacktheit (...) verweist [jedoch, F.B. und J.M.] auf die Verletzbarkeit des Mannes allgemein“. *Les nuits fauves* (1992) dagegen zeigt Männerkörper „niemals nackt“, verhandelt aber seinerseits explizit die AIDS-Krankheit seines bisexuellen Protagonisten Jean. Dessen fortschreitende Krankheit korreliert Naguschewski zufolge interessanterweise mit einem „Zuwachs an Verantwortungsgefühl“ gegenüber seinen SexualpartnerInnen. Ausgehend von dieser Beobachtung arbeitet Naguschewski heraus, dass „‚Versehrtheit‘ in diesem Film ein affirmatives Verständnis von ‚Maskulinität‘ eher stütz[t] denn schwäch[t]“. Dass die ‚versehrte Männlichkeit‘ eines schwulen Mannes durch dessen Zeugungsfähigkeit rehabilitiert werden kann, suggeriert, wie Naguschewski demonstriert, der Film *Le temps qui reste* (2005). Hier übernimmt ein krebskranker Schwuler „Verantwortung für das familiäre Glück seiner Mitmenschen“, indem er sich bereit erklärt vor seinem Tod einer Frau ein Kind zu zeugen, da deren Ehemann impotent und somit dessen „Virilität irreparabel beschädigt“ ist. Zeugungsfähigkeit wird hier zum „biologische[n] Ausweis von Maskulinität“. Der Film *Son frère* (2003) setzt die Beziehung zweier Brüder ins Zentrum der Auseinandersetzung um Körperlichkeit, Männlichkeit und Krankheit. In diesem Film ist der ‚gesunde‘ Luc homosexuell, der heterosexuelle Thomas dagegen ‚versehrt‘ durch eine schwere Blutkrankheit. Im Wissen um Thomas’ nahenden Tod finden die beiden einst entzweiten Brüder wieder zueinander, was Naguschewski als eine „(neo-konservative[?]) Rückkehr in den Schoß der Familie“ deutet. Ein ganz anderes ‚Familienideal‘ entwirft *Drôle de Félix* (1999/2000), auf den Naguschewski abschließend eingeht: Hier bestimmt nicht die traditionsgebundene „Idee der Blutsverwandtschaft“, sondern die „Option einer Wahlverwandtschaft“ die Familienzugehörigkeit des jungen *beur* Félix, der neben seiner Homosexualität und AIDS-Erkrankung durch seine „ethnische Alterität“ markiert ist. Der Film, so Naguschewski, hebt sich sowohl durch sein breites Farbspektrum – es

herrschen leuchtend-bunte, anstatt düsterer Farben vor – als auch durch sein Themenspektrum – es wird z.B. auch Rechtsradikalismus verhandelt – von den anderen Filmen ab.

Naguschewski, der der französischen Kultur eine symptomatische „Negation der Spezifik des Homosexuellen“ attestiert, veranschaulicht in seinem Beitrag, in wie fern sich die Repräsentation von männlicher Homosexualität im französischen Kino innerhalb der letzten 20 Jahre verändert hat. In *Drôle de Félix* sieht Naguschewski das Potential verwirklicht, dass „Homosexualität, Krankheit und Maskulinität nicht gegeneinander ausgespielt werden müssen“. Der Film appelliert daran, „dass Gesellschaften ihre Fähigkeiten ausbauen mögen, Alteritäten anzuerkennen und Gemeinschaft nicht allein auf der Grundlage von Blutsbanden zu konstruieren“.

Wie schwer Gesellschaften die Anerkennung (sexueller) Alteritäten fällt, zeigt der Freiburger Germanist **Joachim Pfeiffer** in seinem Aufsatz zum Film *Brokeback Mountain* (2005) auf. Pfeiffer problematisiert die Lesweise vieler KritikerInnen, die das Drama um die unerfüllte Liebe zweier Cowboys im US-amerikanischen Bundesstaat Wyoming in den frühen 1960er Jahren als universalisierbare „Liebesgeschichte [interpretieren, F.B. und J.M.], die eben nicht auf die Geschlechterthematik beschränkt sei“. Dass die beiden Liebhaber gerade nicht „nur zufällig“ Männer sind, zeigt Pfeiffer anhand mehrerer Punkte auf: So ist die Geschichte z.B. zeitlich und geografisch sehr eindeutig verortet und spielt bewusst in dem Bundesstaat, in dem sich 1998 die brutale Ermordung des jungen Schwulen Matthew Shepard zugetragen hat. Auch verweist die Autorin der Filmvorlage Annie Proulx darauf, wie Pfeiffer betont, dass es sich bei *Brokeback Mountain* nicht in erster Linie um die „Geschichte zweier schwuler Cowboys“ handelt, sondern vielmehr um „eine Geschichte über destruktive ländliche Schwulenfeindlichkeit“. Der Film rückt die entsetzliche Tatsache „anti-schwuler Gewalt“ (*hate crimes*) in sein Zentrum. Pfeiffer zeigt, dass dies gleich zu Beginn vermittelt wird, indem die Bildinszenierung auf drei Masten fokussiert, die „wie Kreuze in den Himmel ragen“ und somit auf den ‚gekreuzigten‘ Matthew Shepard verweisen.

Der Film subvertiert darüber hinaus den amerikanischen Mythos vom Cowboy als „besonders männliche[m] Mann“, indem die beiden Protagonisten Jack und Ennis lediglich Schafhirten sind und *keine* ‚echten Cowboys‘. Ihr Hirtendasein entrückt sie aus der männlich konnotierten Sphäre und ordnet ihnen stattdessen „weiblich-mütterliche Attribute zu“, wie Pfeiffer darlegt. Auch die „Blickregie des Filmes“ verdeutlicht, dass die Beziehung der beiden Männer fernab heteronormativer Universalisierbarkeit verläuft: So nehmen die Zuschauenden in den wenigen Momenten ‚glücklicher Zweisamkeit‘ den „Blick des feindlichen Beobachters“ ein, der schon „auf die finale Katastrophe“ vorausdeutet. Einen weiteren Unterschied zu „anderen ‚normalen‘ Liebesgeschichten“ sieht Pfeiffer in der Tatsache, dass Ennis und Jack ihre Gefühle nur in der „freien Natur“ ausleben können; „Zurück in der Zivilisation verfallen sie den tief verinnerlichten Bildern idealer Männlichkeit, der Patriarchenrolle in der Familie, dem familialen Zwangssystem“. Bilder homophober Gewalt haben sich

Ennis schon seit frühester Kindheit eingebrannt, da ihn sein Vater einst zwang, sich die brutal zugerichtete Leiche eines Farmers anzusehen, der mit seinem Freund eine Farm betrieb und Opfer eines *hate crime* wurde – Ängste, die mit den Erfahrungen ‚universeller Heterosexualität‘ wenig gemein haben dürften. Mit der immer „wiederkehrenden Metapher“ des *closet*, die Pfeiffer der unbegrenzten Weite der Natur gegenüberstellt, verweist der Film schließlich noch einmal auf eine Spezifik homosexueller Lebensentwürfe, denn: „Noch immer ist der gewaltsame Tod in vielen Fällen der Preis des Andersseins, trotz der Aufklärung der Gesellschaft“.

In einem *queer reading* gelingt es der Trierer Germanistin **Franziska Schöblier** eine unerwartete Perspektive auf Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1795/96) – dem Paradigma des männlich-bürgerlichen Bildungsromans – zu eröffnen: Schöblier legt Brüche in einer scheinbar kohärent heteronormativen Geschlechtsidentität offen und greift damit ein Verfahren der einflussreichen US-amerikanischen Theoretikerin Eve K. Sedgwick auf. Diese theoretisiert Homosozialität als entscheidende Bedingung für das Bestehen von Männerbünden. Damit schreibt Schöblier dezidiert gegen in der Germanistik verbreitete Interpretationen an, die den Roman – dem hegemonialen Männlichkeitsideal entsprechend – ausschließlich als Narration eines „geschlossenen, wohlstrukturierten Lebensgang[s] begreifen, der, F.B. und J.M.] (...) den stufenhaften Weg zu einer gerundeten Persönlichkeit vorführt[]“.

Durch die Berücksichtigung intertextueller Verweise, die im Roman angelegt sind, und Bezugnahme auf psychoanalytische und *queere* Theoriebildungen gelingt es Schöblier nachzuweisen, dass *Wilhelm Meisters Lehrjahre* kenntlich werden lässt,

dass die binäre heterosexuelle Ordnung, die scheinbar eindeutige Männlichkeit und Weiblichkeit produziert, einen schmerzlichen Verlust bedeutet. Norm und ihre Überschreitung stehen also nebeneinander. [D]ie *Lehrjahre* [legen, F.B. und J.M.] die Prozessualität, Labilität und Widersprüchlichkeit von bürgerlichen Männlichkeitsentwürfen offen.

Einen entscheidenden Beitrag zur Ausbildung der hegemonialen männlichen Subjektivität leistet besonders die Institution der Familie. So legt Schöblier u.a. in Anlehnung an Butlers Theorie zur melancholischen Geschlechtsidentität dar, dass Wilhelm Meisters „multiples Begehren“ bereits in frühesten Kindheit durch die Figur der Mutter eliminiert wird. Später „exkludiert“ der Protagonist durch seine Mitgliedschaft in einem Männerbund dann „das Weibliche nachhaltig“. Männlichkeit wird von Schöblier als ein Produkt kontinuierlicher und kohärenter Performativität sowie als „Abfolge von Narrationen“ beschrieben.

Der ebenfalls in der Literaturwissenschaft angesiedelte Aufsatz der Freiburger Germanistin **Astrid Lange-Kirchheim** untersucht die Entwicklung von Männlichkeitskonstruktionen in Romanen der österreichischen Schriftsteller-

innen Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek. Lange-Kirchheim begründet die Auswahl der Autorinnen folgendermaßen:

Bachmann [nimmt] in *Malina* erkennbar auf Haushofer Bezug, desgleichen Jelinek auf Bachmann und – nicht nur vermittelt über diese – auch auf Haushofer. Die intertextuellen Bezüge etablieren eine Genealogie weiblicher Autorschaft und im Verhältnis der Protagonistinnen zum ‚anderen Geschlecht‘ eine Typologie von Männlichkeit.

Erst die neue Frauenbewegung hat die literarische Qualität der im Nachkriegsdeutschland anzusiedelnden Texte Marlen Haushofers erkannt, so Lange-Kirchheim. Haushofer setzt sich äußerst kritisch mit männlicher Herrschaft auseinander und rückt dabei nicht nur männliche Figuren in das Zentrum des Interesses. Sie diagnostiziert zugleich eine weibliche Mittäterschaft – „eine für die heutige Leserin schwer erträgliche[] Passivität“ –, die massiv zu hierarchisierten Geschlechterverhältnissen beiträgt.

Wie Lange-Kirchheim darlegt, geht Ingeborg Bachmann in ihren Texten mit ihrer Kritik an der Kategorie Geschlecht einen Schritt weiter als Haushofer; sie zeigt nicht nur die Problematik des Geschlechterverhältnisses auf, sondern versucht Brüche in den scheinbar binären Oppositionen von weiblich/männlich zu markieren und so Geschlecht als Konstrukt sichtbar werden zu lassen. Schon der Titel ihres Romans *Malina* (1971) lässt sich Lange-Kirchheim zufolge sowohl als männlicher als auch als weiblicher Name lesen. Immer wieder versucht das weibliche Erzähl-Ich des Romans, die starren Geschlechterverhältnisse zu destabilisieren und sich jenseits der hegemonialen Geschlechterdiskurse zu verorten.

Der letzte Teil des Aufsatzes beleuchtet das Männerbild, das Elfriede Jelinek in ihrem provokanten Roman *Die Klavierspielerin* (1983) entwirft. Jelineks Figuren repräsentieren, wie Lange-Kirchheim zeigt, keine vielschichtigen Charaktere, sondern sind vielmehr als komplett entindividualisierte Typen angelegt. Jelineks Sprache sowie die Figurenrede ist, so führt die Freiburger Germanistin aus, derart

mit Ideologemen und anderen illusionsstörenden Elementen durchsetzt, dass sie durch die übergeordnete Perspektive einer alle Figuren satirisch entlarvenden Erzählinstanz gebrochen wird. Die Form des Romans mit seiner eher dürftigen Handlung dient dazu, kollektive Phantasmen und Mythologeme, gesellschaftliche Dispositive (...) mit den Mitteln der Groteske und Satire, Parodie und Ironie vorzuführen.

Mit diesen Mitteln gelingt es Jelinek, Lange-Kirchheim zufolge, den Kern patriarchaler, chauvinistischer und sexistischer Diskurse pointiert herauszustellen und ihre Figuren darin zu verorten. An einen Ausbruch der Figuren aus diesen Systemen ist jedoch nicht zu denken, „[m]ehrfach formuliert der Roman die gänzliche Dichotomisierung der Geschlechter“ denn, so bemerkt Jelinek amüsant: „Die Frau sagt hü, der Mann hott“ (1986, 141). Die von Lange-Kirchheim

angeführten Autorinnen Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Elfriede Jelinek entwerfen, wie deutlich wird, in ihren Texten ein extrem negatives Bild von männlicher Herrschaft und entlarven dieses System als fundamental gewalttätig.

Im abschließenden Aufsatz des vorliegenden Bandes plädiert die Freiburger Soziologin **Nina Degele** „Für ein genaues Hinschauen“ und fragt kritisch, ob sich „Männlichkeit überhaupt als tragfähiger Begriff für die Geschlechterforschung eignet“. Hierzu stellt sie den theoretischen Ansätzen von Bourdieu und Connell, die Männlichkeit „als habituell statt essentiell (...), multipel statt einheitlich-uniform (...) und relational statt isoliert“ begreifen, ihre eigenen empirischen Beobachtungen gegenüber. Das Habitus-Konzept eignet sich Degele zufolge nur unzureichend zur Bestimmung von Männlichkeit, da es zwar „die Verwobenheit und wechselseitige Bestimmung von Körper und Gesellschaft“ erklärt, „für eine inhaltliche Bestimmung von Männlichkeit (...) aber eine zu abstrakte Kategorie“ darstellt. Unter der Kategorie ‚Männlichkeit‘ wird „zu viel, was nicht auf Männer begrenzt ist“, subsumiert und „zu wenig, was tatsächlich exklusiv sein sollte“. Dem Beispiel „hegemonialer Männlichkeitsinszenierungen“ von Bodybuildern stellt Degele zwar magersüchtige Frauen als Extrempol dichotom übersteigerter Geschlechterklischees zur Seite; sie verweist dabei jedoch darauf, dass diese Gegenüberstellung – obwohl „heuristisch nutzbar“ – „einem tieferen Verständnis von Männlichkeit (und Weiblichkeit) (...) jenseits stereotyper Zuschreibungen“ nicht zuträglich ist. Stattdessen fordert die Freiburger Soziologin die jeweilige Situationsspezifität in die Analyse mit einzubeziehen: Kontextunabhängig „Ausprägungen, Funktionen und Bedeutungen unter Begriffe wie ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu subsumieren, ist Reifizierung“. Dass Männlichkeiten ausschließlich in „Relation zu Weiblichkeiten“ beschrieben werden (können), erläutert Degele mit Verweis darauf, dass in den „Blick auf und das Suchen nach Differenzen“ eben jene „Praxis der Differenzierung“ involviert ist, die Geschlecht immer wieder neu „re-inszeniert, produziert und verfestigt“.

In der Konsequenz fordert Degele Männlichkeit (im Singular) lediglich als „Orientierungsgröße“ im Alltagswissen beizubehalten. Für wissenschaftstheoretische Untersuchungen hingegen bestätigt sie ihre These, „dass auch eine Pluralisierung, also die Ausweitung von Männlichkeit auf Männlichkeiten, das Problem einer inhaltlichen Präzisierung von Männlichkeit nicht löst“. Abschließend gelangt sie zu der Schlussfolgerung, „dass Männlichkeit als theoretisches Konzept auf Gedeih und Verderb am Modell der Zweigeschlechtlichkeit hängt und deshalb für eine theoretische, nicht-reifizierende Geschlechterperspektive unbrauchbar ist“. Als zu erreichendes „Fernziel“ formuliert Degele deshalb die Überwindung geschlechterbinarisierender Kategorien wie Männlichkeit und Weiblichkeit und plädiert damit „Für ein genaues Hinschauen“, das den Verzicht auf „binäre Begriffsraster“ einschließt. Ihre Skepsis gegenüber der wissenschaftlichen Analysekategorie ‚Männlichkeit‘ äußert Degele auch in einer Diskussion, die im Kontext eines Symposiums zu „Männer und Geschlecht“ stattfand.

Im Folgenden skizzieren wir die Textfassung dieser Veranstaltung; sie ist in vier Abschnitte untergliedert: Zunächst geht **Andrea Maihofer**, Soziologin aus Basel, auf „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault“ ein. Daran knüpft **Klaus Theweleit**, dessen Theorie ‚soldatischer Männlichkeit‘ oben bereits erläutert wurde, mit seinen Ausführungen zu Andy Warhols künstlerischer Auseinandersetzung mit den Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘ an. In der anschließenden, von Nina Degele moderierten Diskussion, wird die Kategorie ‚Männlichkeit‘ auf unterschiedlichen Ebenen problematisiert, bevor im Publikumsgespräch weitere Aspekte zu männlich geschlechtlicher Identität aufgegriffen werden.

Andrea Maihofer demonstriert anhand der breit rezipierten Texte *Dialektik der Aufklärung* (1947) von Adorno/ Horkheimer sowie *Sexualität und Wahrheit* (1977) von Foucault das Konzept moderner männlicher Subjektivität. Maihofer untersucht mittels ausgewählter Textstellen, welche Mechanismen bei der Genese dieser zum Tragen kommen.

Der Prozess, in dem Menschen Subjekte werden und eine Identität entwickeln, ist Horkheimer und Adorno zufolge ein historischer und gesellschaftlich-kultureller Prozess und er ist ein „furchtbarer“ Prozess, der mit Versagung, Zwang und viel Arbeit an sich selbst verbunden ist. Er stellt damit einen Disziplinierungsprozess im Sinne Foucaults dar.

Die gewalttätige Zurichtung nimmt demgemäß einen zentralen Stellenwert innerhalb der Subjektwerdung ein. Allerdings unterscheiden sich, wie Maihofer ausführt, die behandelten Ansätze insofern, als dass Adorno/ Horkheimer auf psychoanalytische Erklärungsmodelle zurückgreifen und dementsprechend konstatieren, dass essentielle Triebe sublimiert werden müssen, um eine zweckgerichtete, den Anforderungen des kapitalistischen Wertesystems entsprechende, männlich-bürgerliche Subjektivität zu entwickeln. Foucault hingegen stellt jegliche Essenz des Subjekts in Frage. Für ihn steht nicht die Verdrängung und Umwandlung angeblich ‚natürlich‘ inhärenter Triebe im Vordergrund. Selbst Subjektivität unterliegt, so Foucault, immer einem zeitlichen und räumlichen Rahmen und ist folglich ausschließlich ein Produkt diskursiver Praktiken, wie Maihofer zeigt.

Während Maihofer in ihrem Beitrag die geschlechtliche Norm anhand der traditionellen Subjektwerdung verhandelt, macht Theweleit zu Beginn seiner Ausführungen deutlich, dass es ihm um die Darstellung der ‚Abweichung von der Norm‘ geht. Theweleit konstatiert, dass das von Maihofer theoretisierte ‚Subjekt‘ „nicht nur ein Konstrukt aus Selbstunterwerfung, Selbstbeherrschung usw. ist, sondern *überhaupt* eine Konstruktion – eine des Schreibens, der Theorie. Es ist das ‚Subjekt‘ der theoretischen europäischen Geschichte, der europäischen Philosophie, des europäischen Denkens“, das es seiner Meinung nach „faktisch nicht als Person“, als real existierenden Menschen gibt. Dementsprechend fokussiert er in seinen Ausführungen die Möglichkeiten einer Hinterfragung konventioneller zweigeschlechtlicher Identität. So macht Theweleit anhand von Andy Warhols künstlerischer Praxis und dessen New Yorker *Factory* darauf

aufmerksam, dass geschlechtliche Destabilisierungspraktiken schon lange vor der akademischen Etablierung der *Gender-* und *Queer Studies* existiert hätten. Damit konnten sich Warhol und seine MitarbeiterInnen, so Theweleit, in radikaler Manier jenen gesellschaftlichen Zurichtungs- und Disziplinierungsmaßnahmen entziehen, die eine binäre Geschlechterordnung einfordern.

Die von Nina Degele gestellte Frage nach der Brauchbarkeit der Kategorie ‚Männlichkeit‘ für die Beschreibung von Subjekten steht im Mittelpunkt der anschließenden Diskussion. Degele zufolge ist – wie oben bereits dargestellt – diese Kategorie in Zeiten radikaler Infragestellung binärer geschlechtlicher Muster kein sachdienliches Mittel mehr, um empirisch fundierte Aussagen treffen zu können. Maihofer spricht sich für den Gebrauch dieser Kategorie aus, denn

wenn wir Geschlechterforschung machen, haben wir das Problem, dass wir uns mit dem, was hegemonial in einer Gesellschaft ist, nun mal leider zu beschäftigen haben. (...) Und unsere Geschlechterordnung macht aus, dass wir mit einer heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit konfrontiert sind, die mit Disziplinierungs- und Normalisierungsprozessen der Herstellung von möglichst eindeutig identifizierbaren ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ verbunden ist.

Einen weiteren zentralen Diskussionspunkt bildet die Frage nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Kunst. In welcher Weise können diese beiden Felder Geschlecht verhandeln? Die Überlegungen Andrea Maihofers und Klaus Theweleits zusammenfassend, stellt Nina Degele fest, dass „[d]ie Möglichkeit in der Kunst Brüche, Nichtidentitäten und Fragmentierungen darzustellen um einiges größer [ist] als in der Wissenschaft“, dass der Kunst „[a]ber die Begriffe ... fehlen“, um diesen ‚Grenzüberschreitungen‘ sprachlich beizukommen.

In der Publikumsdiskussion wird u.a. auf Männlichkeitsvorstellungen bei Jugendlichen eingegangen. Mehrere Teilnehmende bemerken, dass sich vor allem Pubertierende an Vorstellungen eines rigiden, archaischen Männlichkeitsideals orientieren. So zählt in Schulen „Du Schwuler.“ zu den schlimmsten Beleidigungen überhaupt, was darauf hindeutet, dass heutzutage noch immer sehr eindimensionale und extrem heteronormative Männlichkeitsentwürfe Hochkonjunktur haben. Ein Diskutant führt aus, „dass die Jungen gar nicht so sehr aufdrehen, nur weil die Mädels da sind, sondern in Abgrenzung zu den Jungs, die abweichen.“ Maihofer ergänzt, dass zur Erforschung dieser Zustände, Sozialisationstheoreme einer dringenden Re-Integration in die Geschlechterforschung bedürfen:

Wie ich zu zeigen versucht habe, wurde das Thema der Sozialisation zwischenzeitlich regelrecht tabuisiert, weil – und da kommen wir genau zu dem Problem von Frau Degele – die Sorge bestand, mit der Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Sozialisationsprozesse die traditionellen Geschlechterrollen zu reproduzieren und zu verfestigen. Was werden wir nämlich finden? Zum großen Teil noch schrecklich traditionelle Geschlechterdifferenzierungen – bei Jungen und Mädchen.

Die (zeitweilige) ‚Tabuisierung‘ von Sozialisationstheorien in der Geschlechterforschung ist im Rahmen der im Wintersemester 2007/08 stattfindenden Veranstaltungsreihe „Kindheit, Jugend, Sozialisation“ der *Freiburger GeschlechterStudien* erneut Thema. Anlässlich des Symposiums „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationstheorien in die aktuellen Gender Studies“ werden Andrea Maihofer und Carol Hagemann-White im Februar 2008 in Freiburg sprechen.

Unter den Rubriken „Filmeinführungen“ und „Literarische Texte“ erscheinen in diesem Band zum ersten Mal Kurzeinführungen zu Filmen sowie literarische Arbeiten junger Nachwuchsautorinnen, die sich auf unterschiedliche Weise mit Männlichkeitskonzepten auseinandersetzen. **Claudia Münzing** arbeitet anhand des Films *Bonnie and Clyde* (1967) heraus, wie die beiden Hauptfiguren in ihrer Beziehung gemeinsame kriminelle Gesetzesübertretungen als „Alternativen zu Sex“ entwickeln. Da Clyde impotent ist, „schlafen [Bonnie und Clyde] nicht miteinander, sie töten miteinander.“ **Franziska Bergmann** und **Jennifer Moos** weisen im Text zu *James Bond – Diamonds are forever* (1971) auf diverse Brüche in der Männlichkeits-Performanz verschiedener Figuren hin. So erfüllen sowohl das Gaunerpaar Mr. Wint und Mr. Kid als auch der „Ober-Bösewicht“ Blofeld und schließlich Bond selbst die an sie gestellten Rollenerwartungen in Bezug auf Männlichkeit nur ungenügend. **Irmtraud Hnilica** legt ein *queer reading* des populären *Bollywood*-Streifens *Kal Ho Naa Ho – Indian Love Story* (2003) vor. Oberflächlich betrachtet, scheint der Film die romantische Liebesgeschichte eines Inders und einer Inderin zu erzählen, die beide in New York leben. Hnilica hingegen fokussiert die subtilen homosexuellen Begehrensstrukturen zwischen den beiden männlichen Hauptfiguren, die der Film trotz seiner vordergründig heterosexuellen Liebesgeschichte deutlich transportiert.

Literarische Arbeiten stellen die jungen Autorinnen Lenka Fehrenbach, Marie T. Martin und maria antonia flamm vor. **Lenka Fehrenbachs** kurze Erzählung *Sommergewitter* beschreibt Eindrücke eines jungen Migranten in Deutschland. Während eines Sommergewitters erinnert sich der Junge wehmütig an sein früheres Leben, das er in seiner russischen Heimat geführt hat, bevor seine Eltern ausgewandert sind. Die Geschichte *Der Strohhut* derselben Autorin berichtet aus der Perspektive einer Jugendlichen, die gespannt ihr erstes *Blind-Date* mit einer Person herbeisehnt, die sie im *Internet-Chat* getroffen hat. In ihrer Fantasie malt sie sich aus, wie ihre Zukunft mit dem virtuellen Flirtpartner aussehen könnte. **Marie T. Martins** Text *Henri* zeichnet die Gedanken und Ängste des gleichnamigen Schuljungen nach. Henri ist im Alltag ständigen Hänseleien seiner Klassenkameraden ausgesetzt. **maria antonia flamm** wählt für ihre Beiträge *kehr heim* und *nachtgewalt* anders als die vorangegangenen Autorinnen die Gedichtform.

Die in *Männer und Geschlecht* versammelten Texte vereint, dass sie ‚Männer‘, ‚Mannsein‘ und ‚Männlichkeit‘ nicht länger als unhinterfragt ‚natürliche Norm‘ betrachten. Wie gezeigt wurde, handelt es sich hierbei vielmehr um Kategorien, die sich historisch in sozio-kulturell geprägte Körperlichkeiten eingeschrieben haben. Ein erster Schritt, um die Konstruktionsprozesse aufzudecken, die ‚den

Mann‘ in Abgrenzung zu ‚der Frau‘ als das objektiv Allgemeine erscheinen ließen, war deshalb die Anerkennung männlicher Geschlechtlichkeit. Denn, wie Willi Walter treffend formuliert, „[u]m ihr Geschlecht zu dekonstruieren, müssen Männer es erst einmal haben“ (2000, 108). Ausgehend von dieser Erkenntnis schließen die im vorliegenden Band publizierten Aufsätze an aktuelle Debatten in der inter- und transdisziplinären Geschlechterforschung an. Dabei gelingt es, das bisherige Spektrum der Männer- und Männlichkeitsforschung um neue Perspektiven zu erweitern.

Anmerkungen

- 1 Siehe hierzu auch: Franziska Bergmann (2008).
- 2 Darauf weist Theweleit auch ausdrücklich in der verschriftlichten Fassung eines Symposiumsbeitrags hin, die in diesem Band publiziert ist.
- 3 Bourdieu stellt fest, wie es auch vielfältig eine feministische Kunstgeschichte getan hat, dass Frauen (auch heute noch) als ‚Bild‘ und Männer als dessen Betrachter fungieren.
- 4 In ihrem Buch *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives* (2005) setzt sich Halberstam de-
taillierter mit den hier angesprochenen Korrelationen auseinander. So geht sie auf Funktionen von transgender-Körpern in Bezug zu traditionellen Zeit- und Ortskonzepten ein und fragt danach, warum der transgender-Körper in der Postmoderne solch große Bedeutung als „a rich site for fantasies of futurity and anachronism“ (2005, 15) trägt.
- 5 Als Beispiel wäre hier das positive (Medien-)Interesse am Phänomen des metrosexuellen Mannes, verkörpert u.a. durch Stars wie David Beckham, zu nennen.

Literatur

- BERGMANN, FRANZISKA (2008) „Mann, was sind wir hart!‘ Ein queer-feministischer Blick auf geschlechtsdifferenzierte Körpergrenzen.“ *queere (t)ex(t)perimente*. Hg. Dies./ Jennifer Moos/ Claudia Münzing. Freiburg: fwpf-Verlag. erscheint 2008.
- BOURDIEU, PIERRE (2005) *Die männliche Herrschaft* [1998]. Übersetzt aus dem Französischen von Jürgen Bolder. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- BUTLER, JUDITH (1990) *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.
- BUTLER, JUDITH (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter* [Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity, 1990]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- CASIOR, BALTAZAR (2007) „Das arme Arschloch des Mannes.“ Übersetzt aus dem Dänischen von Christof Siemens. *taz* mag 9./10. Juni 2007, II.
- CONNELL, ROBERT W. (2000) *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* [1999]. Übersetzt aus dem Englischen von Christian Stahl. Opladen: Leske + Budrich.
- ERHART, WALTER/ BRITTA HERRMANN (1997) *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*, Stuttgart/ Weimar: Metzler 1997.
- GUTZEIT, ACHIM (2006) „Wilde Männer auf Sinnsuche.“ *Stuttgarter Zeitung* online 23. März 2006. 9. November 2007 <<http://www.stuttgarter-zeitung.de/stz/page/detail.php/1122167>>.
- HALBERSTAM, JUDITH (2003) *Female Masculinity* [1998]. Durham/ London: Duke University Press.
- HALBERSTAM, JUDITH (2005) *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York/ London: New York University Press.
- JELINEK, ELFRIEDE (1986) *Die Klavierspielerin* [1983]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- ROHR, RICHARD (2005) *Endlich Mann werden. Die Wiederentdeckung der Initiation*. München: Claudius Verlag.
- ROHR, RICHARD (2006) *Vom wilden Mann zum weisen Mann*. München: Claudius Verlag.
- SAUTER, JOSEF-HERMANN (1981) „Interviews mit Barbara Fischmuth, Elfriede Jelinek, Michael Scharang.“ *Weimarer Beiträge* 27/6: 109-117.
- STEPHAN, INGE (2003) „Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch men’s studies und Männlichkeitsforschung.“ *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hg. Claudia Benthien/ Inge Stephan. Köln/ Weimar/ Wien: Böhlau, 11-35.
- taz*-Blog (2007) Homepage. 23. August 2007 <<http://www.taz.de/blogs>>.
- taz*-Redaktion (2007) „Zu dieser Seite.“ *taz* mag, 9./10. Juni 2007, II.
- THEWELEIT, KLAUS (1977) *Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.
- THEWELEIT, KLAUS (1978) *Männerphantasien. Männerkörper – Zur Psychoanalyse des Weißen Terrors*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.
- WALTER, WILLI (2000) „Gender, Geschlecht und Männerforschung.“ *Gender Studien. Eine Einführung*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 97-115.

